

# Hermann der Lahme als Autor und Mensch. Versuch einer Bilanz

*Steffen Patzold*

Am Ende dieses Bandes zu Hermann dem Lahmen soll der Versuch stehen, Bilanz zu ziehen. Die voranstehenden Beiträge haben notwendigerweise Hermanns Leben und Wirken in Einzelaspekte zerlegt: Sie erörtern Hermanns Herkunft und Familie, Hermanns Kloster, Hermanns Jugend, Krankheit und Weihe, Hermanns Selbstverständnis, dann vor allem Hermanns viele Werke (zur Historiographie, Musik, Dichtung, zum Computus und Astrolab, zur Arithmetik und zum Zahlenkampfspiel) – und schließlich auch deren Rezeption bei Späteren, Hermanns Nachleben also in Schriften und Bildern. Nicht ein Hermann, sondern gleich mehrere treten uns daher im Inhaltsverzeichnis des Buches entgegen: Hermannus historiographus, Hermannus poeta, Hermannus musicus et artista! Fügt sich all dies, so wollen wir am Ende des Bandes fragen, zu einem Gesamtbild zusammen? Und was verraten uns die einzelnen Beiträge, wenn wir sie zusammennehmen, über Hermann als Autor und Mensch?

Bei dem Versuch, uns Hermann zu nähern, wollen wir dem Weg folgen, den der Band selbst mit seiner Struktur vorgibt: Wir beginnen also bei Hermanns Familie und seinem äußeren Lebensweg, berücksichtigen dann seine Umwelt und die Rahmenbedingungen seines Wirkens auf der Reichenau, schreiten weiter zu seinen zahlreichen Werken – und bemühen uns schließlich, auch über Hermanns Persönlichkeit etwas zu sagen.

## Familie und Lebensweg

Thomas Zotz, knapp auch Heinz Krieg haben in ihren Beiträgen die einschlägigen Quellennachrichten zu Hermanns Familie zusammengestellt und ausgewertet. Im Vergleich zu vielen anderen Zeitgenossen, deren Werke wir kennen, sind die Informationen über Hermanns Verwandtschaft zwar vergleichsweise reich; doch lassen auch sie sich noch leicht im Format eines einzelnen Aufsatzes abhandeln. Am Ende bleibt das Bild eines Mönchs der Reichenau, der zeit seines Lebens seiner Familie eng verbunden blieb; eines Historiographen, der nicht zögerte, sich selbst und seine Angehörigen auch in die Weltgeschichte hineinzuschreiben; eines Adelssohnes, der bei der letzten Ruhestätte seiner Mutter in Altshausen, nicht auf dem Mönchsfriedhof der Reichenau sein Grab fand.

Hermann selbst legte Wert darauf, dass der heilige Ulrich von Augsburg zu seinen Vorfahren zählte; und überhaupt schaute er auch beim Blick auf seine Angehörigen als Mönch: Thomas Zotz hat gezeigt, wie sehr Hermann den „Fokus“ auf die

„Religiosität“ seiner Verwandten legte. Neben Hermann selbst bieten noch weitere Texte Nachrichten zu seinem Lebensweg und zur Geschichte seiner Familie: die Chronik von Isny, das Reichenauer Verbrüderungsbuch, ein Klagebrief des Abtes Bern, dann Fälschungen und Legenden des 12. Jahrhunderts. Es bleibt aber auch nach Einbeziehung dieser Quellen ein Bild mit vielen weißen Flecken. Immerhin können wir die Befunde recht gut in die Adelslandschaft der Region einordnen: Um 1100, also etwa zwei Generationen nach Hermanns Tod, sehen wir ziemlich deutlich Parallelen zwischen Hermanns Familie einerseits und den Familien der Grafen von Nellenburg, von Calw und Egisheim. Sie hatten Einfluss und Erfolg, und gehörten doch nicht zur Spitzengruppe des südwestdeutschen Adels. Mächtiger wurden im gleichen Zeitraum die Welfen, Zähringer und Staufer; sie brachten es im Laufe des 11. Jahrhunderts bis zur Herzogswürde.

Thomas Zotz hat diese Entwicklung in seinem Beitrag chronologisch sehr präzise beschrieben: Wir dürfen das Bild der Jahre um 1100 nicht einfach in Hermanns eigene Zeit zurückspiegeln. Damals waren die Adelsfamilien der Region noch anders strukturiert; sie organisierten ihre Herrschaft anders und gaben sie auch in anderer Form von Generation zu Generation weiter. Noch gab es die Grafen von Nellenburg oder Calw nicht, noch gab es auch keine Welfen, Zähringer, Staufer als Adelsgeschlechter mit einem Stammsitz, von dem aus sie ihre Herrschaft hätten aufbauen und verdichten können. Der Historiker sieht fluidere Gebilde – und ist gut beraten, spätere Grenzen und Strukturen nicht in die Zeit Hermanns vorzulegen. Um es zuzuspitzen: Hermann wurde in Altshausen begraben, dort, wo seine Familie eine Kirche errichtet hatte und seine Mutter bestattet lag. Aber ein Mitglied des Adelsgeschlechts der Grafen von Altshausen war Hermann nicht; denn das existierte damals noch nicht.

Drei wichtige Momente im Leben Hermanns hat Walter Berschin in seinem Beitrag unter die Lupe des Mittellateiners genommen: Hermanns Krankheit, Hermanns Schulbesuch und Hermanns Klerikerweihe. Seine Ergebnisse sind angesichts einer reichen älteren Forschungsliteratur so ernüchternd wie wichtig: Bei der Krankheit lassen uns die Quellen im Stich; wir können nicht einmal sicher sagen, ab wann Hermann unter Lähmungen litt. Als Ort des Schulbesuchs hat Walter Berschin vorsichtig gegen die herrschende Lehre nicht die Reichenau, sondern Augsburg ins Spiel gebracht. Drei Indizien könnten hierauf hindeuten: Hermann selbst sagt in seiner Chronik nichts zum Ort. Die älteste Hermann-Legende des späteren Hochmittelalters nennt ausdrücklich die Augsburger Domschule. Und um 1025 stritt sich Hermanns Vater Wolfrat nachweislich mit dem Abt Bern von Reichenau um drei Güter; das macht es unwahrscheinlich, dass sein Sohn zeitgleich in dem Inselkloster lebte.

Der Historiker möchte leise Zweifel anmelden, ob damit schon das letzte Wort gesprochen ist: Warum sollten die Eltern ihren gelähmten Sohn ausgerechnet auf eine Domschule schicken, die ja doch den Karriereweg zum Weltgeistlichen eröffnete? Dieser Weg kam für den kranken Hermann sicher nicht in Frage! Dass Hermann selbst in seiner Chronik den Ort nicht angibt, erklärt sich ganz zwanglos,

wenn man annimmt, dass diese Information den Reichenauer Mitbrüdern ohnehin bekannt und selbstverständlich war: nicht Augsburg also, sondern die Reichenau. Die Legende, die Augsburg nennt, ist dagegen vergleichsweise spät niedergeschrieben worden – und historisch auch sonst wenig zuverlässig.

Im Übrigen sehen wir schon vor Hermann intensive Beziehungen zwischen seiner Familie und der Reichenau. Und dass die Familien, die einem Kloster auch „verwandtschaftlich“ verbunden waren, mit eben diesem Kloster um Land stritten, haben Historiker hundertfach beobachtet; es ist ein geradezu typisches Muster in der Geschichte Europas im 11. Jahrhundert. Helmut Maurer hat dieses Phänomen in seinem Beitrag als wichtige Grundlage für die Ausdifferenzierung gerade auch der schwäbischen Adelsfamilien in jener Zeit vorgestellt. Stephen White, Barbara Rosenwein, Stephen Weinberger und andere mehr haben von der Beobachtung solcher Konflikte zwischen Adligen und geistlichen Gemeinschaften her Grundstrukturen der Gesellschaft des 11. Jahrhunderts beschrieben<sup>1</sup>. So wird man insgesamt vielleicht doch an Hermanns Ausbildung auf der Reichenau selbst festhalten dürfen.

Dann aber Hermanns vermeintliche „Priesterweihe“: Mit bestechenden Argumenten hat Walter Berschin diese fixe Idee der bisherigen Literatur beseitigt. Nach kanonischem Recht wie übrigens auch in der Praxis wäre Hermann angesichts seiner Lähmung für eine Priesterweihe gar nicht in Frage gekommen. Verwies das Wort *clericatus*, von dem sein erster Biograph Berthold spricht, also nur auf eine der niederen Weihen? Oder ging es gar nur um eine Mönchsweihe, wie Berschin in seinem Beitrag vorgeschlagen hat? Die Konsequenzen wären interessant: Hermann hätte dann nämlich lange Jahre als Klosterlehrer auf der Reichenau gelebt – strenggenommen ohne der Mönchsgemeinschaft selbst anzugehören!

### Hermanns Umwelt und die Rahmenbedingungen seines Wirkens

Wo auch immer Hermann die Schule besucht haben mag – fest steht, dass er später in dem Kloster auf der Insel Reichenau im Bodensee lebte. Hier dachte und las er, hier konzipierte und diktierte er die Werke, die seinen Ruhm bis heute begründen. Helmut Maurer hat in seinem Beitrag nachgezeichnet, welche Turbulenzen das Kloster Reichenau eben in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts durchzustehen hatte – in ehrenvoller, oft nützlicher, bisweilen aber auch belastender Nähe zu Königen und Kaisern, in Kooperation mit Päpsten, in Auseinandersetzung mit den Konstanzer Bischöfen, in konfliktreicher Nahbeziehung zu den großen Familien

<sup>1</sup> Stephen D. WHITE, *Pactum ... Legem Vincit et Amor Iudicium: The Settlement of Disputes by Compromise in Eleventh-Century Western France*, in: *The American Journal of Legal History* 22 (1978) S. 281–301; Stephen WEINBERGER, *Les conflits entre clercs et laïcs dans la Provence du XI<sup>e</sup> siècle*, in: *Annales du Midi* 92 (1980) S. 269–279; Barbara ROSENWEIN, *To Be the Neighbor of Saint Peter. The Social Meaning of Cluny's Property*, 909–1049, Ithaca/London 1989.

der Region. Die Zeit war wahrhaftig nicht leicht für die Reichenauer Gemeinschaft: Die berühmte Klage des Abtes Bern über Hermanns Vater Wolfrat deutet nur schwach an, was damals wohl geradezu üblich war; die Mönche gehörten vielerorts zu den Verlierern im Streit mit Adelsfamilien, die ihre Herrschaft zu erweitern oder zu arrondieren suchten. Und selbst der Bischof von Konstanz stand der Gemeinschaft auf der nahegelegenen Reichenau und deren Bemühungen um Nähe zum Papst mit Argwohn gegenüber – fürchtete er doch, seinen geistlichen Einfluss auf die Abtei zu verlieren. Im Werk Hermanns, aber auch in anderen Schöpfungen dieses „silbernen Zeitalters“ der Reichenau haben alle diese Spannungen, Konflikte und Herausforderungen kaum eine Spur hinterlassen. Immerhin vermerkte Hermann in seiner Chronik im Jahresbericht zu 1032, dass in Konstanz betrüblicher Weise ein wichtiges Papstprivileg für die Reichenau verbrannt worden sei.

Heinz Krieg hat uns vor dieser Folie in Hermanns vielschichtige Identität eingeführt. Hermann fühlte sich zunächst als Mönch (vielleicht jedoch erst im letzten Jahrzehnt seines Lebens, wenn Walter Berschins Interpretation der „Klerikerweihe“ zutrifft); dann aber auch als Reichenauer, als Angehöriger seiner Familie, damit zugleich als Adliger, schließlich als Schwabe – und vielleicht sogar, wenigstens am Ende seines Lebens, als Deutscher. „Wir“ und „unser“ sagte Hermann zu „den“ Schwaben und „dem“ Schwaben zwar nicht; aber in den letzten Jahresberichten seiner Chronik bilden die Herzogtümer doch das wichtigste geographisch-politische Gliederungselement, mithin den Referenzrahmen seiner Geschichtserzählung. So dürfen wir annehmen: Hermann fühlte sich auch als Schwabe oder Alemanne (beide Wörter verwendete er synonym).

Die jüngere historische Identitätsforschung hat herausgearbeitet, dass derart vielschichtige, auch situationsbedingte Identitäten eher der Regelfall als die Ausnahme sind. Besonders interessant sind deshalb die Situationen, in denen zwei solcher Identitätsschichten zueinander in Spannung geraten: Wie soll sich der einzelne dann entscheiden? Was wird für ihn in solchem Moment maßgeblich? Für Hermann können wir zumindest *eine* solche Situation recht deutlich beobachten: Im Widerstreit zwischen der Zugehörigkeit zu seiner vornehmen Familie einerseits und zur Reichenauer Mönchsgemeinschaft andererseits obsiegte am Ende, im Angesicht des Todes, offenbar die familiäre, adlige Identität: Sein Grab jedenfalls fand Hermann – ungewöhnlich genug – nicht auf der Klosterinsel, sondern bei seiner Mutter in Altshausen.

Die „äußere“ Geschichte der Abtei, ihr Verhältnis zu Adel, Papst, Herrscher, Diözesanbischof, tritt uns in den Quellen des 11. Jahrhunderts recht deutlich entgegen. Wie aber sah es im Inneren der Gemeinschaft aus? Über die innere Geschichte des Klosters Reichenau und seiner Mönche wüssten wir gern mehr: Wie lebten die rund hundert Fratres damals ihr Mönchtum? Was prägte Hermanns Alltag dort – vielleicht schon als Schüler, sicher als Klosterlehrer, dann auch als Mönch? Wie müssen wir uns den Umgang mit dem Kranken vorstellen? Wie dachten Benediktiner des 11. Jahrhunderts über derartige Gebrechen?

Nur eine Generation nach Hermanns Tod, in den 1080er Jahren, schrieb der Cluniazenser Udalrich an seinen Jugendfreund Wilhelm, den Abt von Hirsau, einen berüchtigten Brief: Darin lobte er Wilhelm dafür, dass er die Praxis der Kindesoblation in Hirsau abgeschafft hatte. Was Udalrich daran besonders glücklich fand, war eben dies: Eltern konnten jetzt nicht mehr ihre behinderten Kinder ins Kloster abschieben; von *semihomines*, „Halbmenschen“, sprach Udalrich in diesem Zusammenhang – eine Formulierung, die wir heute nur schwer ertragen können. Aber der Cluniazenser war fest überzeugt: Solche „Halbmenschen“ könnten nun einmal nicht als gute Mönche leben und beten. Ob auch mancher Bruder auf der Reichenau eine Generation früher schon ähnliche Gedanken hegte? Musste Hermann die Mönche erst davon überzeugen, dass er trotz seiner so offenkundigen körperlichen Gebrechen doch einer der Ihren sein konnte und als Mönch gottgefällig zu leben und zu beten verstand? Dem Historiker fehlen die Quellen, um diese Fragen zu beantworten.

### Hermanns Werk

Ein Gutteil des vorliegenden Bandes widmet sich den Texten, die Hermann selbst verfasst hat: seinem „Werk“ also, das so eindrucksvoll vielgestaltig ist, dass wir es heute wissenschaftlich nur in interdisziplinärer Zusammenarbeit zu erschließen vermögen. Das Spektrum reicht von der Chronistik über die monastische Tugendlehre, Musiktheorie, Arithmetik und Computistik bis hin zur Dichtung, zumal von Sequenzen und Offizien der Liturgie.

Dem Historiker des frühen 21. Jahrhunderts zeigt dieses so vielgestaltige Werk rasch die Grenzen auf: Längst nicht zu allem kann er sich fachlich kompetent äußern. Auf vertrautem Gelände bewegt er sich immerhin noch bei der Untersuchung von Hermanns Chronik. Hans-Werner Goetz hat in seinem Beitrag das Werk näher vorgestellt: Der Gattung nach schuf Hermann eine Weltchronik, die aber – nach dem Vorbild der Chronik Reginos von Prüm aus dem frühen 10. Jahrhundert – erst mit Christi Geburt einsetzt. Der Methode nach ging Hermann über weite Strecken kompilatorisch vor, wählte dabei aber wohl doch bewusst aus einer größeren Materialfülle aus. In seinem Zeitsystem und bei der Darstellungsweise legte Hermann hohen Nachdruck auf die Chronologie und die Verortung des Geschehens nach Inkarnationsjahr und Herrscherjahr, mit Tagesdatierungen bei herausragenden Ereignissen; hier zeigt sich in der Chronistik zugleich der hochgelehrte Komputist. In ihrem geographischen Horizont ist die Chronik erst römisch imperial weit, konzentriert sich dann aber im Laufe der Zeit immer enger auf das Reich und auf Schwaben. In seinem Geschichtsinteresse ist Hermanns Auswahl recht klar konturiert, mit Schwerpunkten auf Herrschaftsbildungen, Regierungswechseln (bei Königen, Herzögen, Päpsten, Bischöfen, Äbten), Naturerscheinungen und -katastrophen. Der Ausrichtung nach, und dies hat Hans-Werner Goetz deutlich herausgearbeitet, bietet Hermanns Chronik eine durch und durch christliche

Geschichtsschreibung, die Gottes Wirken in der Welt verfolgt (und deshalb ein hohes Interesse nicht zuletzt auch an Häresien hat). Insgesamt schuf Hermann damit eine Weltchronik auf der Höhe der Zeit – qualitativ, umfassend, aber keineswegs außergewöhnlich, sondern durchaus den Traditionen der Gattung verpflichtet, auf christliche Kontinuität abhebend. In vielem, so wird man sagen können, hat Hermann eher seine Vorlagen kompiliert und redigiert als eigenständig Neues geschaffen.

Eben hier bleibt für künftige Forschung noch weiter Raum: Rudolf Pokorny hat vor einigen Jahren durch einen Neufund unser Wissen über die Vor- und Frühgeschichte der Reichenauer Chronistik im 11. Jahrhundert bereichert<sup>2</sup>. Wie Hermann exakt mit seinen Vorlagen umgegangen ist, wird sich erst im Zuge einer Neuedition seiner Chronik klären lassen, die diese komplexe, mehrschichtige Vorgeschichte in der Sammlung und Ordnung von historischem Material auf der Reichenau im Detail erfasst, aufklärt und übersichtlich darstellt. Nach gegenwärtigem Stand der Forschung wäre es sogar denkbar, dass Hermann im Jahr 1043 eine schon recht weit gediehene Materialsammlung vorfand, die er lediglich chronologisch umordnete, um einige wenige Nachrichten (etwa zu seiner eigenen Familie) ergänzte und dann bis 1054 fortschrieb.

Bis zu einem gewissen Grade vergleichbar zeigte sich Hermann in seiner Tugendlehre, seiner Schrift *De octo vitiis principalibus*. Bernhard Hollick hat uns das beeindruckende Werk in seinem Aufsatz zu diesem Band detailliert aufgeschlüsselt. Die Inhalte sind eng orientiert an Gregors des Großen *Moralia*, ein wenig auch an Augustinus, gar nicht dagegen an Cyprian. In der Ausrichtung ist das Werk insgesamt milde: Hermanns Morallehre ist nicht körperfeindlich, sie setzt nicht unerbittlich auf Askese und Domestizierung des Körpers. Sie begreift den Körper auch nicht dichotomisch als Gegenüber der Seele, sondern als von ihr abhängig. Hermann beharrte – im Gefolge Gregors des Großen – auf dem Geist als Sitz der Entscheidung: Die Lust an irdischen Gütern verurteilt er; die Nutzung nicht. Als schlimmstes aller Laster konturierte Hermann daher auch kein körperliches, nicht die *gula* oder die *luxuria*. Als schlimmstes Laster galt ihm die Hoffart, das Streben danach, vor den Menschen besser dastehen zu wollen als alle anderen. Der Hoffart folgten alle anderen Laster notwendigerweise auf dem Fuße – und führten schließlich zur Erschlaffung und zum Verfall des Körpers.

Geschrieben hat dies ein Mann, dessen eigener Körper ohnehin defizient war. Für Hermann selbst muss sein gelähmter Körper unter den Bedingungen des 11. Jahrhunderts eher eine alltägliche Qual, denn Quell sündhafter Vergnügen oder Lust irgendeiner Art gewesen sein. Erlaubte ihm dies in Fragen der Moral einen besonderen Standpunkt? Eröffnete es ihm vielleicht sogar einen sehr eigenen Freiraum? Was sein *De octo vitiis principalibus* bemerkenswert macht, liegt nicht allein

<sup>2</sup> Rudolf POKORNY, Das Chronicon Wirzburgense, seine neuaufgefundene Vorlage und die Textstufen der Reichenauer Chronistik des 11. Jahrhunderts, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 57 (2001) S. 63–93 und S. 451–499.

auf der Ebene des Inhalts, sondern auf einer Ebene, für die Historiker allzu wenig kompetent sind: auf der Ebene nämlich der Ästhetik. Nicht in Prosa hat Hermann seine Morallehre verfasst, sondern in 1722 Versen; und nicht weniger als 20 klassische Metren hat er dabei – immer wieder variierend – angewendet. So darf man fragen: Steht diese Leistungsschau lateinischer Metrik nicht schon auffällig nah an der Grenze zum Reich der Königin aller Laster, der *superbia*, der Hoffart? Dichtet da nicht ein Mönch, der stolz ist auf seine Meisterschaft im Umgang mit der lateinischen Sprache? Stolz darauf, dass er die lateinische Metrik besser beherrscht als irgendeiner unter den Mitbrüdern im Inselkloster?

Hermanns Anthropologie setzt ein „doppeltes Abhängigkeitsverhältnis“ voraus, so Hollick: „Die Verwiesenheit der Seele auf ihren Schöpfer als Lebensprinzip wiederholt sich in analoger Weise zwischen ihr und dem Körper.“ Diese Grundannahme, auf der Hermanns Morallehre aufruht, wird in seiner eigenen Person merkwürdig ironisch gebrochen. Vielleicht lag es für den körperlich schwer behinderten, aber hochgebildeten Mönch ja nahe, als Prinzip für alle Menschen das zu postulieren, was für ihn selbst so offensichtlich galt: Der „Geist“ (*spiritus*) ist das „Leben des Fleisches“ (*vita carnis*)!

Zu diesen Beobachtungen fügen sich Hermanns liturgische Werke, über die Michael Klaper, Eva Rothenberger und Felix Heinzer in diesem Band gehandelt haben. Hermanns Sequenz zu Maria Magdalena jedenfalls ist randvoll von gesuchten Wörtern und Neologismen, eine Mischung aus Griechisch und Latein. Fast schon manieriert kommt die Sequenz daher: Auch hier, so könnte man vermuten, will einer zeigen, wie viel er weiß. Walter Berschin sieht in der Sequenz deshalb ein Jugendwerk; Hermanns Biograph Berthold verschwieg es später geflissentlich. Die Offizien Hermanns aber lobte Berthold in der Vita kräftig; und im Nachleben sollte Hermann gerade hier Ruhm gewinnen – so sehr, dass es der Wissenschaft heute schwerfällt, aus den vielen Zuschreibungen an Hermann die korrekten herauszufiltern. (Zumal bei der berühmten marianischen Antiphon *Salve regina* ist die Forschung in der Zuschreibung an Hermann eher skeptisch.)

Felix Heinzer zeichnet paradigmatisch für Hermanns Ostersequenz *Rex regum dei agne* nach, was wir aus mühevolem Handschriftenstudium über die frühe Verbreitung lernen können: Die Sequenz war etwas Besonderes, und als solche wurde sie auch rezipiert – meist nämlich nur als Nachtrag zu einem Corpus, das sonst weit bodenständiger war. Verbreitung fand die Sequenz im Netzwerk Hirsauer Klöster; doch könnte der Weg der Sequenz zunächst sogar zu den Regularkanonikern in Salzburg geführt haben und erst von hier aus, gewissermaßen in einem zweiten Schritt, über Admont, Ottobeuren und Weingarten hinein in den Hirsauer Kontext und zurück nach Schwaben. Insgesamt blieb die Verbreitung jedenfalls beschränkt und setzte erst vergleichsweise spät ein: Das Stück hatte, so argumentiert Heinzer, eine so hohe literarische Qualität, dass es sich eher zum Lesen als für die Liturgie eignete: Vor allem als „Sammlerobjekt“ (Karl Prassl), zumal nach dem Beginn der Legendenbildung um Hermann, überdauerte die Sequenz die Jahrhunderte, nicht als Teil des üblichen liturgischen Repertoires.

Michael Klaper hat uns in seinem Beitrag vorgeführt, wie berechtigt Bertholds Lob für Hermanns Offizien war: Der Reichenauer Gelehrte schrieb Volloffizien; er schuf also nicht nur den Text, sondern auch die Musik dazu. Zudem hat er sich theoretisch mit Musik auseinandergesetzt – und er war höchst produktiv auch in diesem Feld. Eindrucksvoll zeigt der Vergleich mit zwei seiner Zeitgenossen, mit Bern von Reichenau und Ekkehard von Sankt Gallen, Hermanns Originalität auf: Nicht im Text der *historiae*, auch nicht im Umgang mit den Tonarten, sehr wohl aber in der melodischen Formulierung wird das Besondere Hermanns hörbar. Seine Offizien haben mit den älteren Formeln des 10. Jahrhunderts kaum noch etwas gemein; sie sind melismatischer, fordern dem Sänger einen größeren Tonumfang ab, setzen auf gewagt große Sprünge und bewegtere Wechsel in der Melodik, konzentrieren sich dafür stark auf Quint und Quart. Es wird bis ins 12. Jahrhundert dauern, bis diese Neuerungen breiter üblich werden.

Dazu fügt sich nahtlos Hermanns Musiktheorie, die durchaus progressiv ist. Und dennoch wird man im Gesamtbild des 11. Jahrhunderts Hermanns Sonderstellung gegenüber mancher älteren Forschungsmeinung ein wenig relativieren müssen: Aus der Vogelperspektive der Musikgeschichte war der Reichenauer *musicus* Hermann nur einer unter mehreren Neueren, die zusammen das 11. Jahrhundert zu einer „europäischen Wendezeit“ auch in diesem Bereich machten – mit neuer Offenheit gegenüber der Musik als Praxis, einem neuen Interesse am Schaffensprozess, neuer Bereitschaft zu Mehrstimmigkeit und einer großen schöpferischen Dynamik bei der Erweiterung des gregorianischen Grundrepertoires im Vergleich zu den Ansätzen im 9./10. Jahrhundert.

Eva Rothenberger hat in ihrem Beitrag dieses Bild ergänzt um eine Analyse der Mariensequenz *Ave praeclara maris stella*, die – bei allen Zweifeln in Teilen der Forschung – wohl doch aus Hermanns Feder stammen dürfte. Eva Rothenberger arbeitet in ihrem Detailvergleich zwischen dem älteren Hymnus *Ave maris stella* und Hermanns Mariensequenz heraus, wie sehr der Reichenauer Dichter die poetologische Komplexität steigerte; auf diese Weise trug er dazu bei, die Sequenz als liturgische Gattung insgesamt aufzuwerten. Ein wesentliches Mittel hierfür war, wie Rothenberger zeigen kann, die Typologie, also ein längst schon etabliertes hermeneutisches Prinzip. Hermann machte es sich nun neu zunutze, um von seinem eigenen Werk aus auf den älteren Marienhymnus zurückzuverweisen – und damit seine Vorlage sowohl poetologisch als auch theologisch weiterzuentwickeln. Am Ende dieses typologischen Verfahrens steht eine Mariensequenz mit einem „Maximum an sprachlicher und struktureller Kunstfertigkeit“: Einmal mehr beobachten wir Hermann dabei, wie er in Auseinandersetzung mit Bestehendem und in Fortführung einer längst schon etablierten Methode eine Höchstleistung anstrebt und vollbringt.

Die Musik galt in Hermanns Zeit – anders als in unseren modernen Erwartungen – als zahlenbasierte Disziplin. So führt der Weg von den Offizien und Sequenzen und Hermanns theoretischer Beschäftigung mit der Musik nahtlos hinüber zu seinen Schriften zum Zahlenkampfspiel, zur Komputistik, zur Arithmetik und

zum Astrolab. Menso Folkerts hat in seinem Aufsatz Hermanns Schrift über das Zahlenkampfspiel näher vorgestellt. Erfunden hat Hermann das Spiel nicht: Es dürfte entstanden sein in einer Art Gelehrtenwettstreit zwischen Worms und Würzburg um 1030 – und zwar in Würzburg. Mit der ältesten kleinen Schrift, die uns das Spiel bezeugt, ist der Name „Asilo“ verbunden – ohne dass wir mehr über den Träger dieses Namens zu sagen wüssten. Asilos Text aber war äußerst knapp gehalten. Hermann dürfte ihn gekannt haben; und seine Leistung bestand nun in erster Linie darin, dass er die Angaben zum Spiel theoretisch verbesserte, ergänzte, klarer gestaltete, auch indem er Beispiele gab und konkrete Stellungen erläuterte. Für heutige Leser ist Hermanns Spielanleitung zwar auch nicht ohne Weiteres verständlich; fest steht aber, dass sein kleiner Text trotzdem kräftig zur raschen Ausbreitung des bald sehr populären Spiels beigetragen hat.

David Juste hat die drei Texte zum Astrolab untersucht, die in der Forschung bisher Hermann zugeschrieben worden sind. Auch hier gilt: Hermann kannte ein älteres Corpus von Schriften und hat auf dieser Grundlage selbst seine Studien vorangetrieben. David Juste argumentiert nun allerdings, dass von den drei Texten, die unter Hermanns Namen gehen, tatsächlich nur ein einziger aus der Feder des Reichenauer Gelehrten stammt – nämlich *De mensura astrolabi*. Für die beiden anderen Texte – *De utilitatibus astrolabii* und *De horologio viatorum* – hat Hermann selbst gar keine „Autorschaft beansprucht“. Das letztere Werk könnte von jenem Berengar stammen, dem Hermann seine eigene Schrift über das Astrolab gewidmet hat. Auch wenn demnach dem Reichenauer Gelehrten selbst nur eines der drei Werke zuerkannt werden kann, so Juste, werde seine „Leistung“ dadurch aber „nicht geschmälert“. Denn Hermann habe immerhin das „bis dato verständlichste Werk über die Konstruktion des Astrolabs“ verfasst; und außerdem habe er sein Werk bewusst mit dem älteren Text über den Gebrauch des Astrolabs zusammengestellt, so dass ein umfassendes Corpus über das Gerät und seine Anwendung entstand. Wie im Falle des Zahlenkampfspiels sehen wir Hermann also auch hier gewissermaßen als Didaktiker: Es gelingt ihm, älteres Wissen zu bündeln, zu strukturieren, besser verständlich zu präsentieren.

Martin Hellmann führt in seinem Beitrag in Hermanns Rechenlehre ein – und in den Umgang mit dem Abakus, einem fundamentalen Rechenwerkzeug des 11. Jahrhunderts. Der bilanzierende Historiker nimmt mit Staunen zur Kenntnis, wie schwierig es mit den Mitteln der damaligen Zeit war, auch nur den Termin des nächsten Osterfestes zu berechnen. Auch im Feld der Rechenlehre aber tritt ihm Hermann nicht als grundstürzender Neuerer, sondern als geistiger Ausdauersportler entgegen. Hermann ergänzte und erweiterte das Tabellenwerk, das Victorius von Aquitanien Jahrhunderte zuvor angelegt hatte, in emsiger, mühevoller Fleißarbeit: Das Ergebnis war keine Revolution im Rechnen, aber doch ein Tabellenwerk, das andere dann weiterverwenden und ihrerseits ergänzen konnten. Und mehr noch: Gerade diese Ergänzung und Erweiterung der alten Tafeln begründete Hermanns Ruhm als Rechenlehrer, als „Abacist“, den er bald im Mittelalter genießen sollte. Gleichsam nebenbei, ohne dass hierin explizit das Ziel bestanden hätte,

führte Hermann mit seinen Tabellen die Grenzen des Rechnens mit römischen Brüchen vor; indem er die römischen Brüche seinerseits in weitere Teilchen aufspaltete, bahnte er zudem den Weg hin zu jener Bruchrechnung, die wir auch heute noch kennen. Selbst gegangen freilich ist Hermann diesen Weg nicht. So scheint auch in seiner Rechenlehre jenes Muster wieder auf, das wir nun schon in anderen Feldern beobachtet haben: Führt uns Hermann mit seinen Tafeln nicht einmal mehr seine quantitative Leistungsfähigkeit im Umgang mit Bestehendem vor? Sehen wir hier nicht eine Parallele zur Nutzung der vielen klassischen Metren in der Tugendlehre, zu den vielen seltenen, gesuchten Wörtern in der Sequenz zu Maria Magdalena, zum bravourösen Umgang mit der Typologie in der Mariensequenz *Ave praeclara maris stella*, zur gewagten melodischen Ausformulierung seiner Offizien, zum Drang nach Vollständigkeit in seiner Chronik?

Immo Warntjes schließlich analysiert in seinem Beitrag Hermanns drei Schriften zur Komputistik. Auch hier zeigt sich der Gelehrte in interessanter Weise an einer Grenzlinie zwischen Tradition und Neuerung. Im Kern ging es Hermann darum, für die Berechnung des Osterfestes den 19jährigen Zyklus neu und besser, das heißt exakter zu berechnen. Seine Kernfrage lautete: Wie lang war ein synodischer Mondmonat genau? Hermann wollte sich mit den existierenden, eher groben Lösungen nicht zufrieden geben, sondern möglichst präzise rechnen. Sein Ergebnis lautete: Ein synodischer Mondmonat dauerte exakt 29 Tage, 12 Stunden, 3 Mondpunkte und 33 Partikel! Zudem suchte Hermann noch nach einem Ausgangspunkt für den gesamten Zyklus – und fand ihn zunächst konsequenterweise in der Schöpfungswoche selbst, hier am vierten Tag der Schöpfung (als der Mond geschaffen wurde), der dann ein 21. März gewesen wäre. Das Ergebnis all dieser Berechnungen war schließlich ein neuer, genauerer Osterzyklus, der zwar noch an dem tradierten 19jährigen Rhythmus festhielt, aber doch schon auf halbem Wege hin zu jenem 76jährigen Zyklus stand, der bald ältere Berechnungen (und damit Hermanns Werk selbst) obsolet machen sollte.

Immo Warntjes hat eindrucksvoll herausgearbeitet, wie sehr es Hermann bei diesem Projekt zunächst einmal um Präzisierung im Rahmen des längst schon existierenden Modells ging. Tatsächlich hatte – ohne dass Hermann dies wissen konnte – ein irischer Gelehrter schon in der Zeit um 750 eine ganz ähnliche Ausgangsfrage aufgeworfen und sie auch in fast gleicher Weise beantwortet. Und doch strapazierte Hermann auch in diesem Falle wieder ein existierendes Modell bis aufs Äußerste – so sehr, dass es Späteren leicht fiel, das Modell selbst zu hinterfragen und aufzugeben. Mehr noch: In seinen späteren Schriften legte Hermann nicht mehr das göttliche Schöpfungswerk als Ursprung aller seiner Berechnungen fest, sondern eine Himmelserscheinung, die in seiner eigenen Gegenwart beobachtet worden war, einen empirischen Befund also. Und nebenbei dürfte er damit eine Unterscheidung eingeführt haben, die für die weitere Geschichte der Komputistik fundamental werden sollte: die Differenzierung zwischen dem überkommenen *computus vulgaris*, der rein auf Berechnung und Fortschreibung von Zyklen beruhte, und dem *computus naturalis*, der empirisch zu beobachtende Himmelserscheinun-

gen mitberücksichtigte. Rund 150 Jahre lang rezipierte man Hermanns Berechnungen noch; dann brachten unter anderem der islamische und der jüdische Kalender bessere Alternativen. Im Fazit hat Immo Warntjes unseren Hermann daher als „einen Eckstein zwischen der alten und neuen Gelehrsamkeit“ bezeichnet. Gerade auch in den komputistischen Schriften sieht er ein Beispiel für Hermanns „ausgesprochen kritischen und innovativen Geist“.

Insgesamt steht damit in fast allen Beiträgen zu den verschiedenen Werken Hermanns vor allem *eine* Frage mehr oder minder deutlich im Zentrum: die Frage nach den Innovationen, den Neuerungen, und damit letztlich nach der schöpferischen Eigenständigkeit des Gelehrten. Diese Frage war im Übrigen deutlich auch in dem Motto formuliert, unter dem das gesamte Hermann-Gedenken im Jubiläumsjahr 2013 im Bodenseeraum stand: „1000 Jahre – ein Genie“. Die Formel ist griffig; und doch bleibt sie meilenweit entfernt von den Perspektiven des früheren Mittelalters! Der Gelehrte als Genie: das ist eine Vorstellung, die erst in die Moderne gehört. Im Mittelalter existierten andere Konzepte von Autorschaft. Hier galt Hermann nicht als das Genie, als die individuelle Begabung, die aus sich heraus Neues, bisher Ungedachtes, eben Geniales schafft.

Im früheren Mittelalter sah man auf den Zusammenhang von Autorschaft und Körperdefizienz. Drei Fälle hat Felix Heinzer in seinem Beitrag zu diesem Band vorgeführt: Walahfrid *Strabo* (den „Schieler“), Notker *Balbulus* (den „Stammler“) und Hermannus *Contractus* (eben unseren „Lahmen“). Walahfrid spielte in seinen Werken ironisch mit seiner eigenen körperlichen Defizienz – und verhunzte seinen Beinamen grammatikalisch ebenso, wie sein Schöpfer, der Allmächtige, seinen Körper verhunzt hatte. Auch Notker sprach selbst über seine Körperdefizienz, freilich nicht in bissig-eleganter Selbstironie wie Walahfrid, sondern mit dem Gestus der Bescheidenheit – und zugleich als Verweis darauf, wie schlecht sich mit den Augen Erfasstes und im Augenblick Wahrgenommenes ohnehin je in Worte gießen, in Sprache nacherzählen ließ. Erst im Laufe der Jahrhunderte sollte dann aus Notkers Bescheidenheitsgestus mit perzeptionstheoretischem Gehalt die Figur der göttlich inspirierten Autorschaft werden; im 13. Jahrhundert erklärte ihn seine Vita ausdrücklich zum „kleinen Gefäß“, in das der Heilige Geist seine Inspiration gegossen habe; und noch für den Versuch im 16. Jahrhundert, Notker heilig zu sprechen, spielte diese Vorstellung eine gewichtige Rolle.

Hermann dagegen sprach nirgends selbst über seine körperliche Schwäche. Erst sein Schüler und Biograph Berthold thematisierte diese Defizienz in seiner Vita – und selbst er blieb dabei noch eher nüchtern, ohne eine klare religiöse Deutungsebene in seinen Text einzuziehen. Doch immerhin, ein religiöses Potential war da; und in den Legenden des 12. Jahrhunderts wird dann auch Hermann zum göttlich inspirierten Schöpfer, zum Gefäß göttlicher Eingebung gemacht.

Das Genie der Neuzeit verändert innerweltlich, aus sich selbst heraus, mit seinem Intellekt und seinen Ideen die Welt. Ein solches Konzept von Autorschaft bleibt allzu weit von Vorstellungen des 11. Jahrhunderts entfernt, als dass es für historische Forschung fruchtbar gemacht werden könnte. Bei aller Suche nach „In-

novationen“, „Neuerungen“, „schöpferischer Eigenständigkeit“ und „wissenschaftlichem Fortschritt“ in Hermanns Schriften wird man stets diese Grenze mitbedenken müssen: In diesen Kategorien spiegeln sich übermächtig unsere eigenen akademischen Sehnsüchte, unsere modernen Erwartungen an einen Autor und Wissenschaftler. Hermanns Zeitgenossen haben mit anderem Maß gemessen.

## Der Mensch

Zumindest von ferne spiegelt sich in Hermanns Werken immer auch Hermann selbst, der Mensch, der sie schuf. So lassen uns die Schriften dunkel erahnen, wie der schwer behinderte Mann in der Reichenauer Gemeinschaft, zurückgeworfen auf seinen Intellekt, einen ganz eigenen Stolz entwickelte, die etablierten Verfahren der Gelehrsamkeit bis zum Ende weiterzuführen, die bereits eingeschlagenen Pfade soweit nur irgend möglich weiterzugehen. Wir erahnen, dass er sich nach seinen eigenen Vorstellungen solch stolzes Tun erlauben zu können meinte, eben weil sein Körper derart defizient, der Mensch in ihm derart stark auf den Geist und die Seele konzentriert war. Hinter den Werken sehen wir unscharf einen Mann, der seine Leistungsfähigkeit vorführen will, in immer neuen Feldern der Gelehrsamkeit. In der lateinischen Metrik und in der Musik, in der Chronologie, der Komputistik, der Rechenlehre, im Zahlenkampfspiel, im Umgang mit dem Astrolab (den er doch selbst vielleicht nicht einmal halten konnte?): Überall trachtete dieser Mann besser, klarer, konsequenter zu sein als alle anderen. Dass er eben mit dieser letzten Konsequenz immer wieder auch die Grenzen der existierenden Modelle und Verfahren auslotete, machte ihn zum Wegbereiter für Neues; sein Ziel war dies nicht. Und schließlich lassen uns die Quellen auch noch dies erahnen: Mit all seiner Gelehrsamkeit im Gefängnis seines gelähmten Körpers blieb Hermann in der Reichenauer Gemeinschaft doch zeitlebens ein Sonderling, der als letzte Ruhestätte den elterlichen Sitz bei Altshausen der Klosterinsel vorzog.

Trotz all dieser Eindrücke müssen wir am Ende gestehen: Als Mensch bleibt Hermann dem Blick der heutigen Wissenschaften fast ganz entzogen. Grämte der Gelehrte sich über seine Krankheit? Litt er unter ihr, suchte er sie durch bienenfleißiges Schaffen zu transzendieren? Haderte er mit sich selbst? Verfiel Hermann wegen seines Körpers der Todsünden der Traurigkeit oder des Neides? Oder freute er sich über die ungewöhnlichen Freiheiten, die ihm sein Sonderstatus und sein Intellekt eröffneten? Sah er sich selbst als jenes „Wunder“, als das Spätere ihn schon bald priesen?

Über all dies äußern sich unsere Quellen nicht explizit; und vielleicht wird man die Überlieferung auch niemals je für solche Fragen zum Sprechen bringen können. Die überlieferten Bilder Hermanns jedenfalls lassen uns hier erbarmungslos im Stich: Wolfgang Augustyn hat uns die Traditionen in weitem Bogen vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert hinein vorgeführt. Die Bilder, die erhalten sind, zeigen insgesamt mindestens ebenso viele verschiedene „Hermanni“, wie die Beiträge die-

ses Buches; aber erinnerungswürdig wurde Hermann ausgerechnet als das und für das, was er historisch gerade nicht gewesen war: zunächst, bei Matthew Paris, als antiker Gelehrter mit dem Attribut des Astrolabs, auf Augenhöhe mit Euklid, Sokrates, Platon. Dann in der Frühen Neuzeit als Schöpfer des *Salve regina* (das ihm nach aller Wahrscheinlichkeit wohl gar nicht gehört), und deshalb als einer der großen benediktinischen Marienverehrer, wie etwa in Andechs bei Johann Baptist Straub, in Schussenried, Ottobeuren, St. Gallen, Zwiefalten. Erst in der Aufklärung wurde Hermann dann stärker als der Mann ins Bild gesetzt, der Religiosität und Wissenschaft in einer Person vereinte – so beispielsweise bei Johann Evangelist Holzer in der Kuppel von Münsterschwarzach.

Über den historischen Hermann, so hat Wolfgang Augustyn am Ende resümiert, sagt all das wenig; doch „Anlass zu Projektionen“ habe Hermanns Leben allemal gegeben. Strenggenommen ist das vorliegende Buch nur eine weitere solche Projektion (aber immerhin eine für das 21. Jahrhundert zeitgemäße und wissenschaftlich fundierte Projektion). Der Mensch Hermann bleibt dahinter sonderbar verborgen. Für die Forschung zu seinem äußeren Werdegang, seinem Umfeld, seinen Werken und zur Gelehrtenkultur des 11. Jahrhunderts hat der Band dagegen eine reiche Ernte eingefahren. Sein Verdienst ist es nicht zuletzt, dass er aufzeigt, wie viel noch an Kärntnerarbeit zu leisten bleibt. Längst nicht alle Werke Hermanns liegen in verlässlichen Editionen vor: Hermanns Magnus-Offizium ist frisch wiederentdeckt und ediert, anderes aber gilt es überhaupt erst noch aufzustöbern. So harren die *historiae* Georgs und der Heiligen Gordian und Epimach noch ihrer Wieder auffindung und Edition (genauso wie die „vielen anderen“ Texte dieser Art, von denen Hermanns Biograph Berthold spricht). Nicht viel besser steht es um Hermanns Chronik: Eine Neuedition ist ein großes Desiderat der Forschung. Erst sie könnte die Vorlagen für das 9./10. Jahrhundert klären und die exakten Abhängigkeiten zwischen der Chronik einerseits und den Reichenauer Vorarbeiten (*CSU*, *Chronicon Wirziburgense*, *Chronicon Duchesne*) klären. Über Hermanns Arbeitsweise und seine Interessen als Historiograph wird eine Neuedition viele neue Befunde erbringen. Auch eine kritische Edition aller komputistischen Schriften Hermanns und des Textcorpus zum Abakus bleibt dringend zu wünschen: Hermanns Stellung in der Gelehrtenwelt des 11. Jahrhunderts wird sich erst dann mit höherer Präzision bestimmen lassen.

So steht am Ende dieses Bandes der Blick in die Zukunft: Das Buch führt zusammen, was wir über Hermann auf dem heutigen Stand der Forschung sagen können; es zeigt aber auch, was wir alles noch nicht wissen. Der historischen Forschung bietet sich hier ein weites Arbeitsfeld dar!